

Deutschisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

für

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 52.

Montag den 28. Juni.

1842.

Berecunda.

Eine Klostersage von Leopold Kordes.

Im weiten Klostergarten
Bei später, stiller Nacht,
Wo Alles ruht und feiert,
Der blonde Mond nur wacht:

Jetzt einsam und gespenstig
Die Gänge kreuz und quer
Die Schwester Berecunda
Mit leisem Schritt umher.

Bleibt sie am Wege stehen,
So blickt sie unverwandt
Zum hohen Sternendome
Mit seinem dunkeln Rand.

In ihren milden Augen
Abspiegelt sich das Licht,
Das aus dem Silberantlitz
Des Nachgesterns bricht;

Und grosse Thränen fallen
Auf herbstlich gelbes Laub; —
Sagt, welchem Seelenkreise
Hielte Berecunda zum Raub?

Hört ihr die weichen Söne,
Die leisen Klagen nicht?
Es ist die blonde Schwester,
Die weinend also spricht:

„Was theuer einst gewesen
Mir auf der schönen Welt,
Ich hab' es, Herr! verlassen,
Da ich auf Dich gezählt.“

„Wie auch die Freuden lockten
Ich gab' sie alle hin
Und keine eitlen Wünsche
Umgaukeln meinen Sinn.“

„Ein Leben nur da draussen,
Das war mir, wie Du weißt,
Gleich wie mein eigen Leben,
Bon dem kein Band mich reißt.“

„Es war die liebe Mutter,
Mein süßes Mütterlein,
Mein einzig Glück auf Erden,
Mein Leben und mein Seyn.“

„Du hast sie abgerufen
Zu Deiner Engel Schaar,
Ich seh' am Himmel blinken
Ihr liebes Augenpaar.“

„In sanften Sphärenklängen
Dönt mir ihr Ruf, ihr Wort;
Wie könnt ich hier noch leben,
Wenn sie, mein Alles, dort?“ —

„Sieh, Herr! sie winkt so freundlich,

So mütterlich herab;

O las', das uns vereine

Gemeinschaftlich ein Grab!“

Orauf sinkt sie leise, leise

Auf eine Rasenbank,

Um — jenseits aufzuhüten

Zu Hora und Gesang.

Reisebilder eines Touristen.

Von Alexander Skoffiz.

(Fortsetzung.)

1. Bodlaser Grotte in Innerkrain.

Langsam und vorsichtig stiegen wir einen sehr steilen, mit niederen Bäumen und Gesträuchen dicht bewachsenen Abhang hinab. Zeitweise mussten wir uns an Aeste anhalten, denn der Boden war schlüpfrig durch die aus Nässe in Fäulnis gerathenen Blätter, welche der beginnende Herbst von dem Gehölze herabgewehet hatte. Der Abhang selbst führt zu einer hochgelegenen Schlucht, in welcher wir weglos einer Stelle zu drangen, von welcher eine Rauchföhre sich kräuselnd in die blaue Luft erhob. Es war 5 Uhr Nachmittags, als wir auf dem Grunde der Schlucht, die in einem mächtigen Felsenthor endet, eintrafen. Beiläufig zwanzig Schritte von diesem entfernt, loderte ein ungeheures Feuer, an welchem uns unsere Führer erwarteten; diese zündeten sogleich lange Kienfackeln an und zogen uns voran in die Grotte.

Der Eingang derselben, von sich gegen einander sprezzenden Felsen gebildet, hat fast die Gestalt eines Dreieckes. Gleich beim ersten Schritt, den man in diesen macht, senkt sich der Boden ungemein steil in die Tiefe hinab, dabei bildet das aus einzelnen Felsenrischen herabtropfende Wasser schuhhohen, lehmigen Koch auf denselben, wodurch das Herabsteigen doppelt unangenehm wird, sowohl wegen des ermüdenden Hindernisses, als auch der fast senkrechten Abdrehung des sonst ziemlich breiten Weges. Je tiefer wir hinabstiegen, desto schwächer wurde das von Oben herabfallende Tageslicht und ließ sich endlich nur noch wie ein bläulicher Schimmer wahrnehmen, als wir auf einem Trümmerhaufen aufeinander gefallener Felsenstücke anlangten, wo wir einen Augenblick anhielten.

Stillschweigend, nach dem zurückgelegten Wege schauend, konnten wir uns eines unbehaglichen Gefühles nicht er-

wehren, so groß war der Eindruck, welchen der Uebergang vom Anblisse einer romantischen Gebirgslandschaft in heller Beleuchtung des klaren Himmels zu dem von Nacht umhüllten, im röthlichen Lichte der Fackeln schimmernden Felsen hervorbrachte, und dieser Eindruck mußte um so größer bei dem Gedanken seyn, daß wir, eine lachende Natur hinter uns laßend, unheimlichen Räumen, in denen ewige Nacht herrscht, entgegen treten, ungewiß des Schicksals, das uns in denselben erwarte. Doch nicht lange dauerte diese üble Stimmung, denn größer ist des Menschen Wissbegirde, als das instinctartige Gefühl seiner Selbsterhaltung, welches ihm Gefahren ahnen läßt und ihn dadurch zu entmuthigen sucht, denselben entgegen zu treten.

Obwohl wir Anfangs die Gegenstände um uns kaum zu unterscheiden vermochten, so hatten sich doch bald die Augen an die Finsternis gewöhnt; die Fackelträger vertheilten sich und es ward uns leicht, auch entferntere, schwach beleuchtete Stellen wahrzunehmen. Wir befanden uns in einem großen Raum auf einem von übereinander liegenden Steinen gebildeten Hügel, welchen wir, von Stein zu Stein klimmend, herabstiegen, bis wir uns endlich auf dem ebenen und eigentlichen Grunde der Grotte befanden, welche sich hier unregelmäßig ausbreitet. Sie schließt in ihrem weiten Raume mehrere solcher Trümmerhügel, wie wir einen so eben herabgestiegen, ein, auch stehen häufig einzelne Felsenstücke gleich Obelisken, umgeben von kleineren Steinblöcken, in mancherlei Lage, wodurch das Ganze das Ansehen einer durch Erdbeben zusammengestürzten Stadt gewinnt.

Diese Grotte theilt sich in zwei Seitenarme, welche tief in die Eingeweide des Berges, in welchem sich dieses Labyrinth befindet, führen. Wir traten zuerst in den rechten und verfolgten diesen in seinen mannigfaltigen Krümmungen durch noch mannigfältigere Räume, welche bald geräumigen Gängen glichen, die künstlich in Felsen, mit Beobachtung der symmetrischen Höhe und Breite, gehauen zu seyn scheinen, manchmal sich aber doch verengen, daß wir sehr oft streckenweise gebückt und wohl auch am Boden kriechend, unsern Weg zurücklegen mußten, wobei der Rauch der Fackeln in Verbindung der niedern, verdorbenen Luft kaum das Athmen gestattete. Oft erweitern sich jedoch diese Gänge zu weiten Hallen, deren glatte Decken sich dort nur wenig neigen, wo die Schichten-Anlagerungen fast horizontal laufen und oft eine einzige Schicht die ganze Decke bildet. Manchmal lösen sich Stellen einer solchen Deckenschicht ab und fallen als Felsenstücke zu Boden, wo sie in Gruppen aufeinander liegen. Die Schichten selbst bestehen aus Kalkstein mit mancherlei Beimischung, wodurch sie gefärbt erscheinen, was mancher Grotte schönsteckte Wände gibt, indem weiße Schichten mit grauen, schwarzen, gelben und röthlichen in verschiedenen Schattirungen abwechseln.

Aus vielen Deffnungen der Felsen, sowohl an der Decke, als auch an den Wänden, sickert das mit Kalk geschwängerte Wasser hervor und bildet beim Verdunsten jene phantastischen Formen, welche am sogenannten Tropfstein allgemein bewundert werden. Schlanke Säulen von

diesem Gesteine verbinden den Boden mit der Decke und sind von ganzen Gruppen größerer und kleinerer Stalaktiten und Stalagniten umgeben, theils einzelne Zapfen, theils ganze Bündeln, theils auch lange, Orgelpfeifen gleichende, Reihen bildend, welche von der Decke herabhängen oder vom Boden emporstreben. An einigen Stellen hat der fallende Tropfen Pyramiden, an andern konische Hügel, mitunter auch andere phantastische Figuren gebildet; manche davon stehen auf zum Theile mit der bildenden Masse überzogenen Felsen, wo sie sich desto abenteuerlicher ausnehmen. Auch an den Wänden bemerkte man Fontainen und Drappierien ähnende Formationen. Die vorherrschende Farbe des Tropfsteins ist die graue, doch erscheint er auch gelb, viel seltener roth.

Schön, ja bezaubernd ist der Anblick, wenn man sich mitten zwischen solchen Gebilden befindet, welche vom schwarzen Hintergrunde grell abstechen und dabei vibrirend die Strahlen des Fackellichtes in funkelnden, bei jeder Bewegung sich äußernden Farben tausendfach reflectiren. Solch ein Schauspiel entschädigt vollkommen für jede vorher gehabte Mühe; man verlängert in Betrachtung unwillkürlich die Augenblicke des Verweilens und kann sich nicht trennen von dem an's Feenhafte gränzenden Schauspiel einer unterirdischen Welt.

Nach einem fast stundenlangen Fortschreiten bemerkten wir, daß sich die Gegenstände auf dieser Seite in ihren schon gesehenen Abänderungen bloß wiederholen; wir traten daher unsern Rückweg an, kamen wieder in die erste Grotte und verfolgten dann den linken Seitenarm, zu dessen Deffnung wir über eine mäßige Anhöhe von Gerölle gelangten. Nun schritten wir durch eine Reihe größerer und kleinerer Höhlen, oft kamen wir aus einer hochgelegenen in eine viel tiefere und mußten über Felsen hinabklettern, und gleich darauf auf der entgegengesetzten Seite eben so beschwerlich, um die nächste zu erreichen, hinanklimmen. Rechts und links münden sich fast in jeder dieser Grotten Seitengänge, die entweder bald endigen, oder in manchen Krümmungen, theils unter sich, theils mit den Hauptgrotten communiciren. Die Formationen dieser Grotte entsprechen vollkommen dem Charakter des rechten Hauptzweiges.

(Fortsetzung folgt.)

Gine Zusammenkunft im Palais-Royal.

Aus dem Französischen des S. Henri Berthoud.

Eine der ältesten und populärsten Arcaden im Palais-Royal ist ohne Widerspruch jene Boutique, welche die Nummer »Einhundert und dreißig« führt. — Eines Morgens, als ter Molin, ein handeltreibender Schneidermeister, zu sehr früher Stunde seine beiden Diener befehligte, welche im Vordergrunde des Gewölbtes Kinderkleider auskratzen — ein Artikel, in welchem damals, wie noch jetzt, der Schwibbogen Nr. 130 sich auszeichnete — fühlte Vater Molin sich derb auf die rechte Schulter klopfen. Wenig zufrieden mit diesem energischen, vertraulichen Gruße, drehte er sich mit mürrischem Antliz und verdrießlichem Maule um — allein er blieb erstaunt, erstarrt und verlegen stehen; seine Lippen, noch halb geöffnet, um zu zanken, schlossen sich durch

eine convulsive Bewegung, und seine Hand hob sich mechanisch gegen den Kopf, als suchte sie, um zu grüßen, da einen Hut, wo sich gerade keiner befand. — Es stand nämlich vor dem Vater Molin die hohe Gestalt eines Unbekannten, dessen Haupt ein goldbetreter, mit Federn geschmückter Hut, ein Generalshut, bedeckte. Gestützt auf seinen Säbel, mit lebhaftem Auge und in die Höhe strebendem Schnurrbart, ließ der Fremde zwischen den Falten seines weiten Mantels hindurch die Goldstickereien seines Kleides sehen; endlich fiel das große Ordensband der Ehrenlegion auf seine Brust herab. — Einige Secunden lang standen sie nun, stumm und regungslos, einander gegenüber.

„Wohlan! Vater Molin, wie geht es?“ fragte zuerst der Militärsmann, als er sich an dem Erstaunen des Schneiders sattsam geweidet hatte. — „Nicht übel, hoher Herr!“ erwiederte der kleine Mann, ohne recht zu wissen, was er sagte, und mit Stimmen den General anstarrend, der ihm freundschaftlich die Hand reichte. — „Ah, so, du hast also dein Glück gemacht, daß du gegen deine alten Freunde den Stolzen spielst? Sieh, eine Viertelstunde lang streck' ich dir schon die Hand hin, und du drückst mir sie nicht, sacrebleu!“ — „Um Vergebung, mein General, aber ich habe nicht die Ehre....“ — „Ei was! machen dich zehn Jahre so vergeschliffen, daß du deinen besten Freund nicht erkennst, deinen Wirthshauskameraden, den du so oft mit einem Glas Wein und einem Cotelette bewirthet hast — den fröhlichen Gardisten François — Joseph Lefebvre? Komm', mein Alter, weg mit der Überraschung! Umarme mich. Weil man Herzog von Danzig und Marshall von Frankreich ist, darum ist man doch nicht stolzer geworden, geh!... Ich lade mich bei dir zu einem Frühstück ein. Läßt den besten Wein holen, zwei Coteletts, oder lieber vier, das wird nicht schaden; es lebe die Lustigkeit! Wir wollen auf die Zeit unserer Jugend trinken, und morgen dinirst du bei mir, in meinem Pallaste, mit meinem Weibe, der Frau Herzogin, die darum nicht stolzer und nicht schlechter ist, und die sich noch gar wohl erinnert, wie sie als Marketenderin die Feldflasche auf der Schulter trug.“

Nun denkt euch die Freude, die Führung des Vater Molin. Er lachte, weinte, umarmte den Marshall, drückte ihm die Hand, schrie zu seinen Jungen: „Das ist mein Freund François!“ und gab ihnen hundert entgegengesetzte Befehle wegen des Frühstücks. Der Herzog von Danzig lehnte, fast eben so bewegt, an dem viereckigen Pfeiler des Schwibogens, als er sich seinerseits auf die Schulter klopfen fühlte. Er wandte sich um. — Sein Erstaunen und seine Bewegung glichen wenigstens dem Erstaunen und der Bewegung, von der Vater Molin eine Weile vorher so sonderbare Beweise geliefert hatte. Er erröthete, legte die Hand salutirend an den Hut und stammelte einige Worte, die eine Geberde des neu Angekommenen segleich unterbrach. — „Marshall,“ sagte dieser, „ich habe meine Wörse vergessen, oder vielmehr mir stehlen lassen. Ich gehe in ein Kaffehhaus, um zu frühstücken, und wie ich zahlen soll, finde ich, daß ich kein Geld bei mir habe. Ich weiß nicht, wie ich mir

aus der Verlegenheit geholfen hätte, würde ich Sie nicht von Weitem gesehen haben. Zahlen Sie meine Schuld diesem Kellner, der mich begleitet, und geben Sie ihm einen Napoleonsdor Trinkgeld.“

Derjenige, der so mit dem Marshall sprach, war ein Mann von mittlerer Gestalt, dessen blauer Ueberrock und runder Hut, vermöge ihrer altväterischen Form und ihres alterschwachen Zustandes, eher auf Armut schließen lassen konnten, als auch die Freigiebigkeit, mit der er den Kaffehauskellner beschenkte. Als der Mann mit der Schürze bezahlt war, nahm der Fremde den Marshall unter den Arm und führte ihn ohne weitere Umstände fort. Bestürzt, seinen erschrockten Gast sich entfernen zu sehen, lief der Vater Molin dem Marshall sogleich nach. „Und unser Frühstück,“ fragte er, „und unser Frühstück, Franz?“ Der Herzog von Danzig trug ihm durch einen geheimnißvollen Wink Stillschweigen auf und folgte dem Unbekannten, mit welchem er bald hinter den Arcaden verschwand.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Ein Aufsichtsverein für Kostkinder — tritt in Wien nächstens in's Leben. Der Zweck dieses Vereins ist, über die Pflege derjenigen Kinder zu wachen, die nicht bei ihren Eltern, sondern bei andern Personen, ohne unter der Aufsicht einer öffentlichen Anstalt zu stehen, erzogen werden, und darauf hinzuarbeiten, daß das Wohl solcher Kinder nicht durch Unwissenheit, Leichtsinn, Nötheit, Habſucht &c. gefährdet werde.

In Paris soll eine deutsche Pfarrkirche — errichtet werden, indem die zahlreichen deutschen Arbeiter des Faubourg St. Antoine, deren Zahl auf 60.000 angegeben wird, an die bishöfliche Curie ein Gesuch gerichtet haben, daß für sie ein Gottesdienst in deutscher Sprache eingerichtet werde, da sie wegen unzulänglicher Kenntniß der französischen Sprache so gut wie ohne Kirche sind.

Eine Sclavengeschichte. — Am 19. October 1846 war der Slave Michel, zur Pflanzung Lorcal bei Marie-Galante auf Guadeloupe gehörig, bei der Arbeit, obwohl er schon seit acht Monaten an dem den Schwarzen eigenem Magenübel litt. Das Gesetz von 1846 verbietet, die kranken Sclaven arbeiten zu lassen. Beauftragt, Reisigbündel von dem äußersten Ende der Pflanzung zu holen, sinkt der frakte Neger unter der Last ohnmächtig nieder. Sein Herr, der Sieur Félix Boulogne, ruft den Sclavenaufseher mit der Peitsche (das Gesetz von 1846 verbietet die Peitsche). „Haue den Hund, bis das Blut fließt!“ schreit Boulogne. Der Befehl wird vollzogen, das Blut fließt in Strömen, aber der Neger kommt nicht zu sich. Man läßt ihn auf dem Felde liegen, wo die kühle Nachtluft seine Sinne belebt; — er schwankt in's Hospital, entspringt nach einigen Tagen aus diesem und klagt. Die Gerichte beginnen eine Untersuchung, schicken aber bis zur Beendigung derselben den armen Neger wieder nach seiner Pflanzung zu seinen Peinigern zurück; dort muß er wieder arbeiten, wird geprügelt und — ist nach drei Monaten, noch vor Beendigung der Prozedur, todt. Die Untersuchung weist alle diese Facta nach, wie auch, daß Boulogne oft dem armen Michel eine Gesichtsmaske von Eisenblech vorlegen ließ. Die Aerzte bezeugten, daß der ganze Hauptrorganismus zerstört, der ganze Körper nur eine große Wunde gewesen sei, und Herr Boulogne, der sich nicht einmal die Mühe nimmt, diese Anklagen zu läugnen, wird zu vierzehn Tagen

Gefängniß verurtheilt. Angefichts solcher Gräuel fragt man sich, ob das im Jahr 1847 in den Besitzungen desselben Frankreichs geschehen kann, das vorgibt, seit 50 Jahren allen andern Völkern die Fahne der Aufklärung und der Civilisation voranzutragen?

Erzherzog Carl's Monument. — Se. Majestät, der Kaiser, beabsichtigen dem höchstseligen Erzherzoge Carl ein Monument errichten zu lassen, aber nicht von Pompejo Marchesi, sondern von Schwanthaler, welcher den ehrenvollen Auftrag bereits erhalten haben soll. Von der Genialität dieses Meisters lässt sich das Erhabenste und Großartigste zur Ehrengabe des heimgegangenen Helden erwarten.

Unmenschlich. — In Berlin wurde dieser Tage ein unmenschlicher Vater vor Gericht gezogen, der seinen siebenjährigen Knaben, so oft dieser um Brot bat, mit einem Pfriemen durch das Ohr gestochen und so an einem Brette befestigt hatte. Der Knabe wird von Gerichtswegen auf Kosten des unbarmherzigen Vaters bei menschlich-fühlenden Pflegeältern untergebracht werden.

Königin Isabella von Spanien. — Unter der Überschrift: „Lebensart der Königin Isabella,” erzählen französische Blätter: „Obwohl sie Königin, oder vielmehr weil sie Königin, soll Isabella II. eine wahre „Löwin“ seyn; nicht wie man das in Paris versteht, sondern in der eigentlichen Bedeutung des Wortes: die Gattin des Königs der Wälder. Wenn Isabella die Krone verlieren sollte, sie würde sie vertheidigen können, die Lanze in der Hand; denn „sie schlägt sich, wie Grissier,” und es ist ihre Lieblingserholung. Ihre Zeit bringt sie in folgender Weise zu: Um 3 Uhr, d. h. wohlverstanden, des Nachmittags, steht sie auf. Kaum gekleidet — die Toilette nimmt am wenigsten ihre Aufmerksamkeit in Anspruch — lässt sie eine sehr leichte und elegante Equipage vorfahren, die ein Geschenk der Königin von England ist, und führt selbst das schauende Gespann mit verhängten Zügeln. Man speist um 5 Uhr; gleich nach der Tafel übt Isabella sich im Fechten oder Pistolenchießen, dann reitet sie spazieren. Heimgekehrt, wird gespielt, getanzt oder gesungen bis 1 Uhr Nachts. Dann beginnt der Rath der Minister, dem die Königin immer präsidiert. Hat sie sich hier hinreichend besprochen, so entlässt sie die Minister und bleibt allein bis 7 Uhr, dann geht sie zu Bett in dem Augenblicke, in dem ihr Gemahl, der sich um 11 Uhr zur Ruhe begibt, aufsteht.”

Dalmatinisches Sprichwort. — „Wenn ein Jüngling Käse ist, schneidet er die ganze Rinde weg; wenn ein Verheiratheter Käse genießt, so schabt er bloß an der Rinde; wenn aber ein Mann, der Kinder hat, Käse speist, so bläst er bloß den Staub von der Rinde weg.”

Unter die bedentendsten Honorare — gehören die, welche die Pariser „Revues“ zahlen. Die „Revue des deux Mondes“ zahlt für den Bogen 150—250 Frs. (die letztere Summe erhält z. B. Heine); die „Revue Nouvelle“ 120, die „Revue Indépendante“ 80 Frs.

Blumenfreunden — wird die Nachricht von Interesse seyn, daß es dem Gärtner Libert in Lüttich gelungen ist, prächtigste gefüllte Blüten in fast blauer Farbe zu ziehen.

Papierkorb des Almüsanten.

An dem Zollhouse bei London kam kürzlich ein komisches Ereigniß vor. Ein dralles, junges Landmädchen begab sich mit ihrem Liebhaber auf ein Schiff, das am Quai lag und Auswanderer nach Amerika bringen sollte, um auch mit in die neue Welt zu schiffen und dort sich mit dem Geliebten zu verheirathen. Sie besaß ein bares Vermögen von

1400 Thalern, das sie dem Capitän zur Verwahrung gegeben hatte. Kaum war das Paar auf dem Schiffe angekommen, als der Bräutigam Geld von dem Mädchen verlangte. Sie weigerte sich bestimmt, da er keines brauche; er aber sagte ihr ohne langes Zögern daß Lebewohl, wünschte ihr eine glückliche Reise und kehrte an's Land zurück. Die Versessene dagegen trat auf das Verdeck, redete die zahlreich Versammelten an und sprang dann nicht etwa dem Ungetreuen nach in's Wasser, sondern rief laut, wenn einer der anwesenden jungen Männer die Stelle des Ungetreuen einnehmen wollte, würde sie ihn sofort annehmen. Ein hübscher junger Maurer befand sich nicht lange, erklärte sich bereit, den Handel einzugehen, wurde auf der Stelle angenommen und begab sich auf das Schiff, das in der nächsten halben Stunde unter Segel ging.

„Wollen Sie bei mir essen?“ fragte ein Iränder seinen Freund. — „Mit Vergnügen!“ — „Es ist aber nur ein freundschaftliches Mahl.“ — „Was haben Sie denn?“ — „Gesalzenes Kindfleisch und Kartoffeln.“ — „Ei curios! mit Ausnahme des Kindfleisches habe ich heute zu Hause ganz dasselbe.“

Begeisterung für Jenny Lind! Bei einer Vorstellung der Lind schwenkte das ganze Parterre Hüte und Taschentücher. Ja, der Enthusiasmus ging so weit, daß ein begeisterter Zuschauer, welcher unglücklicher Weise sein Taschentuch zu Hause gelassen hatte, seinem Nebenmann ein Tuch aus der Tasche stahl, nur um mitschwenken zu können!

Ein Reisender fragte einen Bauer um den Weg. Da antwortete dieser: „Geh der Herr nur links nach dem Zaun zu, und dann rechts bei dem Felde vorüber, wo vor zwei Jahren mein Haber gestanden ist!“

Literatur.

Dr. Johann Nep. Vogl hat bei A. Strauß sel. Witwe und Sommer in Wien vor Kurzem sein schon früher beifällig aufnommenes Sagen- und Legendenbuch, betitelt: „Karthäuser-Nesten,” in zweiter Auflage erscheinen lassen, das er jetzt um einige Gedichte vermehrt hat. Das Werk zählt 29 metrisch bearbeitete fromme Sagen und Legenden aus der christlichen Vorzeit, von denen mehrere schon früher in verschiedenen Journalen abgedruckt erschienen, so z. B. die Legende von der „Psörtnerin,” im zweiten Jahrgange meiner Zeitschrift „Carniolia“ (im Jahre 1839), deren eifriger Mitarbeiter Herr Dr. Vogl war. Die „Karthäuser-Nesten“ zeichnen sich, wie alle Dichtungen dieses geachteten, populärsten Dichters unseres Monarchen, durch echte Einfachheit, originales Erfassen des Gegenstandes, sinnige Sprache und kräftige Durchführung aus. Der Verlag aber wollte wahrscheinlich auch seinerseits alles aufbieten, um dieses schöne, jedem frommen Leser warm zu empfehlende Buch durch eine würdevolle Ausstattung bestens auszuschmücken. Die Legenden sind daher überraschend schön mit Kanzlei-Schriftlettern gedruckt und mit großen, rosenfarbigen, gothischen Initialen verziert. Die Seiten sind überdies mit farbigen Randern eingefärbt und das Titelblatt ist besonders passend zu dem Ganzen, indem es uns im Farbendruck die zierlichste Mönchschrift veranschaulicht. Das Buch (134 Großoctav-Seiten stark) empfiehlt sich schon dadurch, daß es den Dichter Vogl zum Verfasser hat und in unserer schalen, materiellen und poesielosen Zeit eine zweite Auflage erforderte, und da überdies der Preis (brockst 1 fl. G. M.) ein mäßiger ist, so dürfte es auch in den 3 Buchhandlungen Laisbach's Nachfrage und den verdienten Abgang finden.

In demselben Verlage erschien, ebenfalls in zweiter, sehr vermehrter Auflage, eine kleine Broschüre: „Der Kahlsberg bei Wien und seine Bewohner,” von Dr. Johann Nep. Vogl. Den Freunden der Geschichte überhaupt und allen jenen, die je eine Excursion auf diesen wegen seiner prächtigen Rundschau, die man hier genießt, interessanten Berg gemacht haben, wird dieses Werkchen eine willkommene Spende seyn, weil darin erstere die Geschichte des einstigen Kamaldulenser-Klosters und die Statuten dieses Ordens, letztere die Topographie der Herrlichkeit so gründlich, als angenehm beschrieben finden. Das Buch (70 Octavseiten stark) ist überdies mit einer schönen Bigne und zwei Holzschnitten geziert.

Leopold Kordesch.